

(Nachdruck verboten.)

7)

## Die flucht.

Von K. Bagrynowski.

Boronin überlegte lange.

„Nein, oder vielmehr . . . 's ist nichts vorgefallen — aber was meinst Du, wenn wir zum Beispiel — ein Luftschiff!

„Ein Luftschiff! Prachtvoll! Aber komm herein, hier ist's zu kalt.“

„Die Bekleidung könnte man statt aus Taffet aus Skatun anfertigen, das mit einer wasserdichten Lösung imprägniert würde, mit Wasserglas oder in Alaun ausgekochter Seife . . . Um Gas zu erhalten, könnten wir Holzkohlen in Retorten aus Eisenblech erhitzen. Ich habe schon mit Krassuski darüber gesprochen; er findet keine Schwierigkeiten dabei. Wir haben's ja nicht nötig, hoch zu steigen. Und wie würden wir fliegen, gelt? Das ist doch viel angenehmer! Auf in die Luft ist er und . . . pfeif ihm nach! Wir würden die Dschurdtschanjaner ihre Mäuler aufsperrn! Fliegen würden wir, was?“

„Ho! ho! und wie!“ stimmte ihm Niehorsti fröhlich bei.

Die Freunde traten in die Stube, und in dieser Nacht schienen noch lange Licht aus ihrem Fenster.

5.

Der Isprawnik hörte schweigend zu und fuhr mit dem Rasiermesser vorsichtig über seine rauhe Wange. Von Zeit zu Zeit half er sich mit der Zunge nach, indem er die widerstrebenden Stellen vorschob; zuweilen faßte er sich an seine große Nase und bog sie zur Seite. Er sah ganz in seine Beschäftigung vertieft, aber trotzdem ruhte sein Auge mit Vergnügen auf dem langgestreckten Spiegelbild seines Burschen, der, das Handtuch über der Schulter, hinter ihm stand, und auf der zottigen Gestalt Muzjas, der weiter ab auf einem Stuhl saß. Der Franzose redete ohne Unterlaß und illustrierte seine Erzählung mit dramatischen Geberden. Der rote Schein, der von der purpurroten Tapete des Schlafzimmers, der amarantenen Bettdecke des Isprawniks und den schweren, firschroten Gardinen am Fenster ausging, tauchte die Anwesenden in ein geheimnisvolles Licht und stimmte den „Distrittschef“ sehr gemüthlich. Er hatte eine Vorliebe für rote Farben, denn wenn er sie um sich sah, fühlte er sich ein wenig „General“, obgleich er seinem Range nach kaum Hauptmann war. Das war auch der natürlich nicht zugegebene Grund, weshalb er seinen Bucharaschlafrock mit den zinnoberroten Aufschlägen gern so lange wie möglich anbehielt. Ein angenehmer Traum, der rote Nebel und die Erzählungen Muzjas hatten ihn sehr fröhlich gestimmt.

„Wer will heiraten?“ fragte er unvermittelt und legte das Rasiermesser nieder.

Muzja schwieg, und riß den Mund zu einem erstaunten Lächeln auf.

„Das hab' ich ja gar nicht gesagt. Ich hab' nur gesagt, ich müßte ausziehen, ich hätte in der ganzen Stadt herumgesehen und niemand wolle mich aufnehmen. Und da ich doch bei der Kälte nicht auf der Straße wohnen kann, so . . .“

„Aber wie kommt das? Das muß doch einen Grund haben? Ich weiß nur zu gut, mein Herr Muzja, daß bei Ihren Landsleuten immer alles mit den Frauen zusammenhängt. Cherchez la femme,“ fügte er mit haarsträubendem Accent hinzu. Das Gesicht des Verbannten wurde wieder von einem mühsam unterdrückten, zufriedenen Lächeln aufgeheilt.

„Sehen Sie, Krassuski richtet sich die Schmiede in Niehorstis Zurte ein, Niehorsti zieht zu Alexandroff. Und da Niehorsti mich nicht leiden kann — weshalb weiß ich selbst nicht, also —“

„Aha! So ist die Geschichte!“ sagte der Beamte gedehnt. „Aber wie kann ich Ihnen helfen? Ich kann den Ehemännern doch nicht verbieten, Angst vor Ihnen zu haben. Sie müßten denn gerade griechisch-katholisch werden und ins Kloster gehen . . . Uebrigens, wissen Sie was? Ich hab' da einen Einfall! Gehen Sie zum Doktor Krasnopjuroff. Er hat eine hübsche Frau . . . dort wird's Ihnen gut gehen. Sagen Sie, ich hatt' es so angeordnet. Ausgezeichnet! Vortrefflich! Ich will Ihnen gleich einen Kosaken mitgeben, der wird Ihnen

eine Wohnung ausfindig machen. Aber Sie versprechen mir, vor allem zum Doktor zu gehen. Zimmer los — geradenwegs ins Schlafzimmer . . . Sagen Sie, ich hatt' Ihnen gerade dies Zimmer bestimmt, es sei eine Beschlagnahme von Staats wegen . . . Suchen Sie so viel wie möglich zu erblicken, und dann werden Sie mir davon erzählen, ja? Nur ohne Furcht! Geradenwegs ins Schlafzimmer. Wanjka!“ rief er laut dem Burschen zu — „lauf' zur Wache und schick' mir gleich den Goliath her!“

Muzja wußte sofort, was im Zuge war, seine Augen blitzten und er machte sich schnell reisefertig.

„Ich will mit Wanjka gehen. So komm ich schneller hin. Denn die Frau Doktor geht vielleicht in die Kirche. Natürlich will ich gehen! Was können sie mir anhaben. Nichts! Ich sage, Sie hätten mich geschickt. Wenn die Kameraden mich nicht haben wollen, mögen sie's hüßen!“

Als die Einwohner Muzja, von dem stämmigsten Kosaken in Dschurdtschanj begleitet, schon so früh der Wohnung des Arztes zusteuern sahen, blieben sie erstaunt stehen und schüttelten den Kopf; die Frauen, denen die Kinder von dem „Ereignis“ berichteten, eilten trotz der Kälte vor die Thür, um den Anblick nicht zu versäumen. Als Muzja bald darauf nebst Goliath aus dem Hause des Doktors stürzte, und dann der Hausknecht mit einem Blatt Papier zu Tscherewin eilte, war die Neugierde grenzenlos. Muzja wurde mit Fragen überschüttet; aber er setzte eine geheimnisvolle Miene auf und warf allen vor, sie wollten, er solle ihnen gegenüber freundschaftlich handeln und aufrichtig sein, aber ihn zum Wohnungs-genossen haben wollen — das gab's nicht. Das wirkte abföhlend auf die Zudringlichkeit der Neugierigen. Sie wandten sich also an Goliath. Aber der Kosak versicherte, er sei unschuldig, er wisse von nichts, denn er sei in der Küche geblieben.

Trotz des schlechten Empfanges, der seinem Gesandten geworden, war der Polizeichef hocherfreut. Im Städtchen garte und summt es wie in einem aufgeschauchten Bienenschwarm. Der Arzt kam betrunken vor die Thür und drohte, er würde der ganzen „Polizei“ die Knochen kurz und klein schlagen.

Wie gewöhnlich in solchen Fällen, erhob die Opposition von Dschurdtschanj — den Adjunkten des Polizeichefs an der Spitze — das Haupt. Es wurde bemerkt, daß Denisoff, Polizeischreiber und erster Don Juan des Städtchens in einer Person, in das Haus Kosloffs trat, dessen Tochter für das hübscheste Mädchen in Dschurdtschanj galt. Sofort wurde der Polizeichef davon benachrichtigt.

„Gut! Ich werde ein Paar aus ihnen machen!“ lächelte dieser und stürmte zur Revision ins Hospital, dessen Hauptlieferant Kosloff war, und dann in die Schule, wo die Opposition auch ihren Sitz hatte. Ueberall fand er eine Menge zu rügen und schrie, so hieß es, wie besessen: „Ins Buchthaus mit Ihnen!“ Alles war starr vor Entsetzen, denn der erboste Isprawnik teilte nach zwei Seiten Hiebe aus, die sowohl seine Parteigänger, als auch seine Feinde trafen. In der allgemeinen Bestürzung geriet Muzja ganz in Vergessenheit. Bei den Genossen zeigte er sich nicht mehr, nicht einmal seine Sachen hatte er sich geholt, sondern nur eine Sakutin, die Seltucha, danach geschickt, in deren ekelhafter Zurte er einen augenblicklichen Unterschlupf gefunden hatte. Abends kam Tscherewin zu Alexandroff. Des langen und breiten beklagte er sich über sein Schicksal, über die schiefe Lage, in die ihn der unpassende Scherz Muzjas gebracht hatte.

„Ins Schlafzimmer haben sie ihn natürlich nicht gelassen, aber der Doktor ist fürchtbar erbost, und denkt Euch nur, er ist über uns alle hergezogen und vor allem, versteht sich, über mich. Kuriose Leute! Uns alle für die Taktlosigkeit eines einzelnen verantwortlich zu machen. Sie können nicht begreifen, daß es unter uns verschiedene Leute giebt. Sogar der Aeskulap, der doch Universitätsstudien hinter sich hat, ist derselben Meinung. Wir sollten unsern Einfluß geltend machen, meint er. Kaum ist mir's gelungen, ihn klar zu machen, daß wir Verbannten nichts mit der Sache zu thun haben, und daß die Anwesenheit der Kosaken der beste Beweis dafür sei, da schrieb er einen impertinenten Brief an den Bezirksvorsteher. Diesem hat nun jemand gesagt, ich sei's gewesen, der den Doktor auf den Gedanken gebracht, er sei der Urheber des Skandals; nun geht er mürrisch umher, auf

Der Straße hat er meinen Gruß nicht erwidert, sondern gehen, als sähe er mich nicht. Ach, ich habe dies ewige Lavieren zwischen dem verstorbenen Doktor und dem aufgeblasenen „Pompadour“ schon bis in den Tod satt. Ich weiß nicht, wie das enden soll. Ich denke, sie werden mir das Hospital, die Praxis verbieten. Und ehe es so weit ist, seh' ich schon, wie ich wieder mit den Lieferanten um jedes Quentchen Arznei, um jedes Endchen Verbandstoff, um jedes Holzstück werde kämpfen müssen. Sie werden meine Anordnungen mit verächtlichem Schweigen übergehen. . . Schon heute hat Kosloff so schlechtes Fleisch geschickt, daß den Kranken vom bloßen Geruche übel wurde. Er ist zwar reingefallen damit, aber der Doktor wird ihn, dem Zsprawnit zum Possen, in Schutz nehmen und ihm wird kein Haar gekrümmt werden. . . Wahrhaftig, es giebt Augenblicke, in denen ich Lust habe, die ganze Geschichte zum Teufel zu schicken und mich in meine Bücher zu vertiefen, wie Ihr. . . Aber ich weiß, ich halt's nicht aus. Ich bin vor allem Praktiker, bin an Beschäftigung, an reges Leben gewöhnt. . . Ich bin noch zu jung, um mich nur mit Büchern zu begnügen, zu alt, um von Phrasen leben zu können.“

Lange floß seine Rede in diesem Tone weiter, dann machte er den Genossen Vorwürfe, daß sie Musjia vertrieben und verlassen hatten.

„Aha! Da haben wir's!“ brummte Niehorski. „Das kommt davon, wenn man sich von doktrinärer Bohrtheit hinreißen läßt.“ fuhr Tscherewin fort. „Perceat mundi. . . Er war auch durch seine Ausfälle unangenehm. Oft war er unerträglich, das muß ich zugeben, aber er war ein guter Kerl, das könnt Ihr ihm nicht nehmen. Ohne Euren Beistand wird er sicher dümmere, aber gewiß nicht besser werden. Und der Dschurdschnjer Nob wird sich indessen an ihm üben, den politisch Verbannten zuzusetzen. Wir sind ihnen ein Dorn im Auge, wir sind so verschieden von ihnen allen, als wären wir eine andre Menschenrasse. . . Sie haben uns geachtet, denn wir imponierten ihnen mit unserm Zusammenhalten, mit unsrer Einigkeit. . . Mit der Vertreibung Musjias geht diese Vorstellung zu Schanden. Versucht's, ihnen auseinanderzusetzen, daß Musjia nicht einer von den unsern ist, daß er ganz zufällig hierher geraten, daß er ein Opfer des weißen Schreckens ist, und nichts mit der Politik, mit irgend einem Ideal gemein hat. Sie werden's nicht verstehen und nicht glauben.“

„Warum nehmen Sie ihn denn nicht zu sich?“ fragte Niehorski plötzlich.

„Ja?“ rief Tscherewin verwundert. „Aber das ist ja ganz was andres. Meine Arbeit ist derart, daß sie sich nicht mit der Anwesenheit eines Sonderlings vereinbaren läßt. Ich muß wählen: Musjia oder das Hospital, und natürlich wähle ich das Hospital, wo ich meine Kraft besser verwenden kann. Ihr aber, Ihr habt nichts. . .“

Seine Reden regten die Verbannten bis zum äußersten auf, aber sie schwiegen. Selbst Samuel sprach kein Wort, rauchte nur eine Cigarette nach der andern. Woronin wollte aufspringen, aber Niehorski hielt ihn am Rockzipfel zurück. Tscherewin verließ sie sehr ärgerlich. Seine Genossen waren die Veranlassung zu häufigen Zusammenstößen, die störend in seine Beziehungen zu den Einwohnern und den Beamten eingriffen, aber er ertrug alles geduldig, um der traulichen Plauderstündchen und der erfrischenden Diskussion willen, in denen sie ihre Grundsätze und Anschauungen verfochten. In der letzten Zeit hörte auch das allmählich auf.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Debüt.

Von E. G. Gluck.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

### I.

Nachdem sie im Konservatorium von Paris den ersten Preis für Klavierspiel erhalten hat, ist Fräulein Josephine Dupont in ihre Vaterstadt Papotteburg zurückgekehrt und hat sich daselbst als Musiklehrerin niedergelassen. Diese Thatsache, welche die biedereren Papotteburger etliche male in den Lokaltältern haben lesen können, hat im Schoße der Familie Dupont eine Reihe von mehr oder weniger bedeutsamen Umwälzungen ausgelöst.

1. Herr Onésime Dupont, der Vater von Josephine, ein pensionierter Chauffee-Aufseher, hat das „Börsencafé“, wo er bis dato mit seinen Freunden täglich sein Spielchen zu machen pflegte, verlassen und besucht fortan nur noch das „Café de Paris“, den Treffpunkt der vornehmen Welt von Papotteburg.

2. Madame Estelle Dupont hat ein Dienstmädchen engagiert.  
3. Fräulein Josephine Dupont hat ihren Vornamen Josephine mit dem weniger alltäglichen Josette vertauscht.

Das Resultat dieser Veränderungen, welche ihre Existenz von Grund aus revolutioniert haben, ist indessen nicht derart gewesen, wie es die Duponts gehofft haben. Die heißersehnten Klavierzöglinge — zehn Frank pro Stunde, unter dem darf man bei einem ersten Preis des Konservatoriums von Paris wohl nicht nehmen — sind noch immer eine schöne Zukunftsmusik.

Man beschließt daher, schwereres Geschütz aufzufahren. Eines Tages lesen die biedereren Papotteburger in den Zeitungen die Ankündigung eines „Klavierkonzerts von Fräulein Josette Dupont“. Das mitabgedruckte Programm umfaßt 48 Musikstücke „klassischer und moderner Meister“.

### II.

Im Festsaal von Papotteburg. Ungefähr 600 Personen. Viele junge Mädchen (die Pensionate vollzählig), einige Offiziere, der Maire und ein Teil des Municipalrats.

Man plaudert in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Ein junges Mädchen (in einer Gruppe): „Ach Unsinn! Ich sage Dir doch, sie ist ein ganz hochnähriges Geschöpf!“

Ein zweites junges Mädchen: „Aber trotzdem —“  
Die erste: „Sie ist ein ganz hochnähriges Geschöpf! Schon als Kind hat sie immer so vornehm gethan. Sie ist dumm, eingebildet, klatschüchtig.“

Die zweite: „Woher weißt Du —?“  
Die erste: „Oh! ich weiß! Ich spreche aus Erfahrung: ich bin ihre Jugendfreundin!“

An einer andren Stelle disputiert der Kritiker vom „Papotteburger Echo“, Alexander Douchot, mit Herrn Amadée Floche, seinem Kollegen vom „Lokal-Anzeiger“.

Douchot: „Wie alt ist denn das Wunderkind?“  
Floche: „Sein Vater giebt ihm 16 Lenz.“

Douchot: „Hübsch?“  
Floche: „Geschmacksache! Sie war mit ihrem Vater bei uns in der Redaktion. Sie ähnelt ihrem Vater.“

Douchot (eine Grimasse schneidend): „Also keine Venus! Und — ist Geld da?“

Floche: „Warum? Wollen Sie die Dame heiraten?“  
Douchot: „Um Himmels willen! Nein! Ich frage deshalb, weil Vater Dupont uns hat, eine kurze Biographie der jungen Künstlerin zu bringen, hinterher aber einen Nordspettakel machte, als man dafür einen Frank pro Zeile verlangte.“

Floche: „Freilich, freilich. Als Chauffee-Aufseher ist noch niemand Millionär geworden. Aber democh zweifle ich nicht, daß da irgendwo ein alter Strumpf mit den Ersparnissen —“

Douchot: „Mutter Dupont soll schauderhaft geizig sein?“  
Floche: „Ja, das habe ich auch gehört. . .“

Im Künstlerzimmer. Madame Dupont: „Dreh' Dich mal um! Dein Kleid sitzt nicht besondres.“

Josette (ärgerlich): „Na ja, da haben wir's! Wie das Geld, so die Ware!“

Madame Dupont: „Was willst Du damit sagen!“  
Josette: „Was ich damit sagen will? Sehr einfach! Wenn Du nicht so gekaufert hättest, würde mein Kleid jetzt besser sitzen.“

Madame Dupont: „Was, Du wirfst mir meine Sparsamkeit vor? (Josette zuckt ungeduldig die Achseln.) Ei, sieh mal an! Das ist ja niedlich! Wenn ich nicht die paar Groschen zusammengehalten, wenn ich nicht mein ganzes Leben lang an allen Ecken und Kanten geknapsht hätte, Du wärest heute nicht das, was Du bist! . . . Gätte ich das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen wollen, wie Dein Vater, dann hätten wir Dich nicht ins Konservatorium schicken können. (Zum eintretenden Dupont.) Nun? Sind viele Leute da?“

Dupont: „Um . . . 600 Personen.“  
Madame Dupont: „Ausgezeichnet! Du hast doch nicht mehr als 200 Freibillets verteilt?“

Dupont (nach einigem Zögern): „A—ein.“  
Madame Dupont: „Also 400 bezahlte Plätze — zu drei Franks — das macht 1200 Franks! — Gib auf den Kassierer acht, hörst Du!“

Dupont: „Na — es ist doch Dein Bruder!“  
Madame Dupont: „Ein Grund mehr!“ (Dupont zuckt die Achseln.)

Dupont (zu Josette): „Schnell, Mädchen! Man wird schon ungeduldig im Saal!“

Madame Dupont: „Ja, ja — gleich!“  
Josette: „Ich bin fertig.“

Ein Glockenzeichen. Die Gespräche verstummen. Auf dem Podium erscheint am Arm ihres Vaters, auf dessen Fadausschlag etliche Kriegsbendmützen klingeln, Fräulein Josette Dupont in einem ziegelroten Kostüm. Schüchternes Weisfallklatschen.

Josette läßt sich vor dem Flügel nieder und nimmt ein Beethovensches Konzert in Angriff. Das Stück wird glanzvoll im Sturm genommen. Applaus. Ein Blumenkorb wird aufs Podium gereicht. Halbblaute Kritiken, während die Künstlerin ausruht.

Ein Offizier (nachsichtig): „Nicht übel.“  
Eine Dame: „Ja, eine schöne Technik.“  
Eine Freundin: „Biel Virtuosität — aber keine Seele!“

**Zweite Freundin:** „Seele? Wo sollte sie die wohl hernehmen?“

**Floche** (zu Vouchot): „hm, hm.“

**Vouchot** (zu Floche): „hm, hm.“

**Ein junger Mann:** „Wer hat den Blumenkorb gestiftet?“

**Ein junges Mädchen** (überlegen): „Gott! wie naiv Sie sind! Vater Dupont natürlich!“

**Eine alte Dame** (welche Josephine heißt): „Warum nennt sie sich eigentlich Josette? Ist ihr „Josephine“ nicht fein genug?“

**Zweite alte Dame:** „Josette — das reimt sich auf Grisette.“

**Madame Dupont** (zu ihrem Gatten): „1200 dividiert durch 48 — macht wieviel?“

**Dupont:** „Warum?“

**Madame Dupont** (kategorisch): „Rechne!“

**Zweites Stück.** Neuer Applaus. Weitere Kritiken.

**Madame Dupont:** „Das macht wieviel? 1200 durch 48?“

**Dupont:** „Das macht 25.“

**Madame Dupont:** „Schön! Also jedes Stück, das Josette spielt, bringt ihr 25 Frank ein!“

**Dupont** (verblüfft): „? ? ?“

**Madame Dupont** (erklärend): „Ich schähe die Zahl der Personen, welche ihre Billets bezahlt haben, auf 400. Das macht 1200 Frank Einnahme. 48 Stücke werden gespielt. 1200 durch 48 —“

**Dupont** (mit einer Grimasse): „? ? ?“

Das Konzert wird fortgesetzt, aber der Enthusiasmus wird immer geringer. Und die Zuhörer machen es wie der Enthusiasmus: beim 18. Stück sind keine 300 Personen mehr im Saal. Die Gefahr begreifend, kürzt Josette Chopin ab, verstümmelt Mozart usw. Aber auch diese frevelhaften Opfer, welche das Publikum übrigens gar nicht gewahrt wird, sind unsonst: bei Schluß des Konzerts ist noch ungefähr ein halbes hundert Personen anwesend, die durch die Langlewige versteinert zu sein scheinen.

**Eine Freundin:** „Schon?“

Im „Künstlerzimmer“. Fräulein Dupont tritt ein, die Thür heftig hinter sich zuschlagend. Madame Dupont schweigt. Herr Dupont hüftelt verlegen.

**Madame Dupont** (ängstlich): „Na — alles in allem war es gar nicht so schlecht!“

**Josette** (bitter): „Bloß nicht! Ein anständiges Fiasko!“

**Madame Dupont:** „Wer durchaus nicht! — Wirklich nicht!“

**Josette:** „Doch!“

**Dupont:** „Ich versichere Dir...“

**Josette** (aufbrausend): „Es ist aber auch eine Idee, dem Publikum 48 Nummern zuzumuten!“

**Madame Dupont:** „An wem liegt die Schuld? An Deinem Vater! Ich sagte ja, 36 Stücke wären vollkommen genügend!“

**Dupont:** „Du sei nur ganz still! Wenn wir auf Dich hätten hören wollen, würde Josette noch zwei Stunden länger gespielt haben. Du sagtest tagaus tagein: „Die Leute müssen etwas für ihr Geld haben. Man muß ihnen beweisen, daß Josette etwas kann!“

**Madame Dupont:** „Das sage ich auch noch! Und Josette hat den Beweis erbracht. Uebrigens ganz gleich — wir können zufrieden sein. (Zu Josette.) Jedes Stück, das Du gespielt hast, bringt Dir 25 Frank ein.“

**Josette** (ohne zu begreifen): „25 Frank?“

**Madame Dupont:** „Ja. Die Einnahme beträgt ungefähr 1200 Frank. 1200 dividiert durch 48.“

**Josette** (zu Dupont): „Wir haben 1200 Frank Einnahme?“

**Dupont:** „Nein.“

**Madame Dupont** (lebhafte): „Mehr?“ (Dupont zuckt die Achseln.) „Wieviel?“

**Dupont:** „Wieviel? (Mit Todesverachtung.) Sechs Frank!“ (Westürgung.)

**Madame Dupont:** „Sechs Frank? Wie? Sechs Frank? Aber es waren doch wenigstens 600 Personen im Saal! Und Du hast nur 200 Freibillets verteilt! (Von Argwohn ergriffen.) Oder hast Du mehr verteilt?“

**Dupont:** „Nun denn — ja!“

**Madame Dupont:** „Dummlopf!“

**Dupont** (wütend): „Dummlopf? So? Na, dann arrangiere Du doch das nächste Konzert, wenn Du so schlau bist!“ (Er nimmt Hut und Stod.)

**Madame Dupont:** „Wohin gehst Du?“

**Dupont:** „Wo ich zu thun habe. Wenn ich nicht so bald nach Hause komme, beunruhigt Euch nicht weiter!“ (Er geht.)

**Madame Dupont** (zu Josette): „Du Unglückskind! An dem Tage, an dem [man] Dich zum erstenmal hat Klavier spielen lassen — wahrhaftig, man hätte besser gethan, Dich mit einem großen Stein am Halse ins Wasser zu werfen!“

**Josette** (bitter): „Sechs Frank dividiert durch 48 — macht wieviel?“

III.

Ein Privatkabinett im Restaurant Walter, dem feinsten Lokal von Papotteburg. Amadée Floche und Alexander Vouchot, die beiden Oberpriester der Papotteburger Kritik, speisen in Gesellschaft von Herrn Onésime Dupont — selbstverständlich auf seine Kosten. Das Souper

ist erquitt. Gute, alte Weine begießen es. Und dank diesen guten, alten Weinen entdecken die beiden Journalisten plötzlich, daß Fräulein Dupont eine ungewöhnliche, gottbegnadete Künstlerin ist.

**Floche:** „Alles in allem, mein teurer Herr Dupont, war es ein schöner Erfolg Ihres Fräulein Tochter.“

**Vouchot:** „Ein großer Erfolg!“

**Dupont:** „Nicht wahr?“

**Floche:** „Ja, Sie können zufrieden sein!“

**Dupont:** „Das bin ich auch. Wenn nur die Einnahme besser gewesen wäre!“

**Vouchot:** „Na ja — hm — Aber was wollen Sie? Für ein Debüt muß man schon Opfer bringen können!“

**Dupont:** „Es scheint so.“

**Floche:** „Dieses Konzert wird Fräulein Dupont zweifelsohne viel Schüler —“

**Dupont:** „Ich hoffe es.“

**Floche:** „Uebrigens werden die Rezensionen, welche wir über das Konzert schreiben werden, sehr wesentlich dazu beitragen.“

**Dupont:** „Ich danke Ihnen, meine Herren!“

**Floche:** „Glauben Sie mir: das Geld, welches Sie für dieses Konzert verausgabt haben, ist gut angelegtes Geld!“

**Vouchot** (nachdem er seinen Kollegen ins Einverständnis gezogen, indem er ihm heimlich auf den Fuß getreten hat): „Propos, mein lieber Floche! Da wir gerade von Geld sprechen... Ich möchte Sie um eine kleine Gefälligkeit bitten. Vorgen Sie mir doch 200 Frank!“

**Floche** (wichtig, seine Börse ziehend): „Aber gerne!“

**Vouchot** (erklärend): „Ich habe mich nämlich mit einigen Freunden verabredet, eine Partie Baccarat zu machen, habe aber vergessen, Geld zu mir zu fieden.“

**Floche:** „Domertwetter! Ich glaubte, die Bagatelle bei mir zu haben — und ich habe nichts!“

In diesem Augenblick bedauert Herr Onésime Dupont, daß er bei Beginn des Soupers so unvorsichtig gewesen ist, seine wohlgespielte Brieftasche sehen zu lassen.

**Floche** (verzweifelt seine Börse durchwühlend): „Nein — ich habe nichts! Aber — eigentlich — Herr Dupont könnte vielleicht?“

**Dupont** (ohne Enthusiasmus): „Aber natürlich!“ (Er reicht Vouchot mit Bedauern zwei Banknoten.)

**Vouchot:** „Pardon! Was Sie mir da geben, sind ja zwei Fünfsziger!“

**Dupont:** „Ach ja! Richtig! Entschuldigen Sie! Hier, bitte!“ (Er giebt noch zwei Banknoten.)

**Vouchot:** „Merci! Ich werde es Ihnen morgen wiedergeben.“

**Floche** (plötzlich begeistert): „Auf die Gesundheit von Fräulein Josette!“

**Vouchot:** „Auf ihre künftigen Erfolge!“

**Floche:** „Auf ihr nächstes Konzert!“

**Dupont** (beiseite): „Lieber nicht!“

IV.

Am folgenden Tage konnten die Papotteburger zum Morgenkaffee im „Lokal-Anzeiger“ folgenden, von Amadée Floche gezeichneten Artikel genießen:

„Das gestern von Fräulein Josette Dupont (Erster Musikpreis des Konservatoriums von Paris) veranstaltete Konzert ist für die junge Künstlerin zu einem großen, berechtigten Erfolg geworden. Der Saal erwies sich als zu klein, um alle Verehrer guter Musik zu fassen, welche sich eingefunden hatten, der talentvollen Künstlerin zuzujubeln.

48 Nummern auf dem Programm. Die glühenden Verehrer des Pianos konnten reichlich auf ihre Kosten kommen. Und sie kamen auf ihre Kosten. Nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ.

Das kraftvolle und doch decente Spiel von Fräulein Josette Dupont hat stürmischen Beifall geerntet. Applaus, Hervorrufe, Blumen Spenden — alles wurde der jungen Künstlerin in überreichem Maße zu teil.

Wir rufen Fräulein Josette Dupont zu: „Auf halbiges Wiedersehen!“

Kleines feuilleton.

— „Das ist für die Kat.“. Diesem Volksworte widmet die „Frankfurter Zeitung“ aus dem Nachlasse von Dr. Daniel Saul folgende sprachliche Betrachtung: Büchmann führt die wohl allgemein in Deutschland gebräuchliche Redensart: „Das ist für die Kat!“ oder „Das ist der Kat!“ (wie man in Sachsen sagt) auf eine von Burtard Waldis im „Soyus“ erzählte Anekdote zurück. Ein Schmied im Harz faßte den Entschluß, für seine Arbeit keine Bezahlung mehr zu nehmen. Wenn die Leute seinen guten Willen sähen, meinte er, würden sie ihn gern lohnen. Er hatte wirklich großen Zulauf, wie es aber mit der Bezahlung ging, erzählt Burtard Waldis in folgendem:

Und wenn die arbeit war bereit, so nahmen sie's mit dankbarkeit, dankten und giengen aus der tür. der schmit sprach: „kat, das geb ich dir!“ Die kat nam ab und ward bald mager

hier weil sie nit aus irem lager  
mocht gen, daß nach der narung tracht,  
und man ir sonst nichts zessen bracht.  
damit verschmacht und gar verdarb,  
daß sie zuletzt auch hungers starb.  
da solchs der schmit nun innen wart,  
er sprach: „mit mir ein ander fart  
nit genügen lan an solchen fragen,  
sonst get mirs gleich wie meiner tagen.“

Die Redensart „Das ist für die Katz!“, in der gar keine unmittelbare Beziehung zum Dank zu finden ist, ist gewiß viel älter als die Anekdote. Neben einzelnen guten Eigenschaften hat die Katze auch üble, ja, diese scheinen zu überwiegen. Zahlreiche Sprichwörter und Redensarten bekunden also die Mißachtung, in der die Katze steht. Dementsprechend wird das Tier auch abgelohnt. Im deutschen Wörterbuch heißt es: „Für sie ist zum Futter das schlechteste gut genug, die Reste des Mahles (vergleiche Katzenfisch, Katzenisch), daher „das ist der Katze, ist für die Katze“, das gehört der Katz, verdient verworfen, ausgeschossen zu werden.“ Auch Ausdrücke wie Katzengold, Katzenmusik, Katzenfleisch (so nennt man in Hessen Sehnen und Bänder) gehören hierher. Für das verhältnismäßig hohe Alter unsrer Redensart spricht, auch abgesehen von inneren Gründen, die große Verbreitung, in der sie — in mannigfacher Gestalt — auftritt. Die nachfolgenden Beispiele, die ich Wanders' umfassendem Werke entnehme, beweisen dies:

„Ar it für die Katz doa.“ (Franken): Er wird nicht beachtet, nur als Null oder als fünftes Rad am Wagen betrachtet.

„Das gehört der Katz.“ (Franken): Hat keinen Wert.

„Das isch für d' Chaz!“ (Bern): D. i. verloren, aufgegeben.

„Dat is fer de Katt to Böge!“ (Stallupönen): Von etwas, das keinen Wert hat.

„Doat as vuer de Katz!“ (Siebenbürgisch-Sächsisch): Das ist zu wenig.

„R is der Katz“: Er ist verloren, zu Grunde gerichtet.

Aus obigem erhellt, daß auch die Bedeutung variiert; heute wird das Wort vielfach angewendet, um etwas Vergebliches zu bezeichnen, eine Bedeutung, die sich ganz natürlich aus dem Begriff der Mindertwertigkeit entwickelt hat.

Es lag für den Volksmund nahe, den leeren Dank, den Dank mit Worten in Beziehung zur Katze zu bringen: als tertium comparationis diente der Unwert. Der Dank ist keine wirkliche Gegenleistung; er ist unnütz und ernährt niemand.

„Vom Dank wird die Küche kalt.“ (Lehmann.)

„Vom leeren Dank wird die Küche mank.“ (Wander.) D. i.: wird mangelhaft, leer.

„Vom Danckhab schmelzt man kein Supp.“ (Lehmann.)

Ja, der Dank hat einen so niedrigen Wert, daß er selbst einem so geringen Tier wie der Katze, der man ihn gleichsam als Futter hinwirft, nicht das Leben fristen kann. Dieser Gedanke ist in der Burtard Waldsichsen Erzählung ausgesprochen worden, aber nicht dort allein. Vorchardt, an Waldis anknüpfend, teilt mit: „Abraham a Sancta Clara hat Ähnliches. Einer, der vom Fürsten bloße Versprechungen erhält, giebt seiner eingesperrten Katze nichts zu fressen, so daß sie Hungers stirbt. Als ihn der Fürst wieder seiner Gnade versichert, sagte er, seine Katze sei daran gestorben.“

In Hessen, der Heimat Burtard Waldis, ist denn auch das Wort geläufig: „Vom Bedankemich sterben die Katzen“ oder „Vom Bedankemich ist mir schon einmal eine Katze gestorben“. Sonst scheidet die Redensart heute nicht mehr im Gebrauch zu sein, während sie allerdings von Henisch verzeichnet wird: „Vom dank starb des Senders Katz, das ist, da man ir nur dankte und nichts daneben zu essen gab.“ Hier ist die stärkste Form gewählt, um die Mindertwertigkeit des Dankes auszudrücken: nicht einmal die von den schlechtesten Abfällen lebende Katze des Senders vermag ihn zu genießen. —

### Musik.

— Vom musikalischen Schaffen. Im Jahre 1790 richtete Mozart von Prag aus an den Baron von Aufseß in Bayreuth einen Brief, in dem sich folgende Stelle findet: „Wie nämlich meine Art ist beim Schreiben und Ausarbeiten von großen derben Sachen? — Ich kann darüber wahrlich nicht mehr sagen, als dieß, und kann auch zu weiter nichts kommen. Wenn ich wohl für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen, oder auch nach guter Mahlzeit beim Spazieren, und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweise und am besten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopf und summe sie auch wohl für mich hin, wie mir andre gesagt haben. Hast ich nun das fest, so kommt mir bald eins nach dem andern bei, wozu so ein Broden zu brauchen wäre, um eine Pastete daraus zu machen, nach Stotrapunkt, nach Klang der Instrumente usw. — Das erhibt mir nun die Seele, wenn ich nicht gestört werde: Da wird es immer größer und größer, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopfe fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ich es hernach mit einem Wiske, gleichsam wie ein schönes Bild, oder wie einen hübschen Menschen im Geiste übersehe, und gar nicht nach einander, sondern gleichsam alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus; — alles das zu finden und zu machen geht in mir nur wie ein schöner, starker Traum vor. Aber das Ueberhören,

so alles zusammen, ist doch das Beste. Was nun so geworden ist, das vergesse ich so leicht nicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herr Gott geschenkt hat. Wenn ich nun hernach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was schon vorher, wie gesagt, eingesammelt ist. Darum kommt es auch hernach schnell auf das Papier, denn es ist eigentlich schon fertig, wird auch selten viel anders, als es vorher im Kopfe gewesen ist. Darum kann ich mich auch beim Schreiben stören lassen und mag um mich mancherlei vorgehen, ich schreibe doch, kann auch dabei plaudern von Hühnern und Gänzen oder Hängel und Bärbel usw. Wie nun aber über dem Arbeiten meine Sachen überhaupt die Gestalt und die Manier annehmen, daß sie Mozartisch sind, und nicht die Manier irgend eines Andern, das wird überhaupt so zugehen, wie meine Katze, ebenso groß und herausgebogen, gerade Mozartisch ist und nicht wie bei Andern; denn ich lege es nicht auf Besonderheiten an, wüßte die meinige auch nicht einmal näher zu beschreiben. Es ist ja recht natürlich, daß Menschen, die wirklich ein Aussehen haben, auch verschieden von Andern aussehen, wie von außen, so von innen. — Wenigstens weiß ich, daß ich mir das Eine so wenig wie das Andere selbst gegeben habe. Damit lassen Sie mich nun für immer und ewig in Ruhe, bester Freund, und glauben Sie ja nicht, daß ich aus andern Ursachen abbreche, als weil ich nichts weiter weiß. — Sie, als ein Gelehrter, bilden sich gar nicht ein, wie fauer mir das schon geworden ist. Andern Leuten hätte ich gar nicht geantwortet, sondern gedacht: „Muschi, buschi usw.“

### Humoristisches.

— Zur Uebung. „Wo reiten die Mlanen hin, Papa?“

„Nach dem Tempelhofer Felde.“

„Was machen sie denn da?“

„Stoobi!“ —

— Beim Glaser brennt's! Hauptmann bei der Feuerwehr: „Du Huber, ist das Glas g'rett't word'n?“

Huber: „Woll, Herr Hauptmann, dos haben mer im ersten Stod allens zum Fensterl'n ausg'worfen!“ —

— Teilnahme. „Sähen Sie, Freileinchen, von dieser Wand dort bin ich voriges Jahr abgesterzt.“

„Ach herrherrlicherich — und sinn Se damals mit dem Rä'm davon gefomm'?“ —

(„Lustige Blätter“.)

### Notizen.

— Die im früheren Carl Weiß-Theater untergebrachte Deutsche Volksbühne wird am 3. September mit Schillers „Räubern“ eröffnet. Die Preise der Plätze sind sehr niedrig. Ein Sperrsig kostet 1,75 M., ein Platz im zweiten Parkett 1,10 M., ein Gallerie-Stehplatz 40 Pf. Im Abonnement kommt's noch billiger. —

— Das Harzer Berg-Theater wird in eine Genossenschaft verwandelt. Man will im nächsten Jahre nur vier Wochen lang, von Mitte Juli bis Mitte August, spielen. —

— Leoncaballos „Roland von Berlin“ geht als erste Novität der neuen Spielzeit am königlichen Opernhause Ende Oktober oder Anfang November in Scene. Der Komponist wird den Proben seines Werkes beiwohnen, dieses aber bei der Uraufführung nicht dirigieren. —

— Zur Geschichte der japanischen Petroleum-industrie. Nach einer Mitteilung von Professor Shin-ichi Tazano in Tokio soll die Entdeckung des Petroleums in Japan zur Zeit des Kaisers Tenchi, also etwa 674 v. Chr. erfolgt sein. Diejem Herrscher sollen mehrere Proben unter dem Namen „brennendes Wasser“ für Kohöl und „brennende Erde“ für Asphalt überreicht worden sein. Später sei dann noch „brennender Wind“ für Naturgas dazu gekommen. Zuverlässige Nachrichten von einer praktischen Verwendung reichen indessen nicht über das Jahr 1618 hinaus, um welche Zeit ein Mann Namens Nagara in der Stadt Miitsu-Def fand und dieses auf eigne Kosten zu raffinieren begam, indem er es in einem kleinen gußeisernen Kochkessel destillierte. Gegenwärtig beträgt die Zahl der japanischen Delraffinerien 95, die eine Gesamtleistungsfähigkeit von täglich 4200 Barrels (1 Barrel = 1,51 Hektoliter) besitzen. („Prometheus“.)

— Nach dem jüngst erschienenen neuen Lloyds-Register giebt es zur Zeit 85 Seedampfer mit einem Bruttogehalt von 10 000 bis 20 000 Tonnen, und zwar fahren von denselben 10 unter amerikanischer, 1 unter belgischer, 2 unter dänischer, 25 unter deutscher, 41 unter englischer, 2 unter französischer und 4 unter holländischer Flagge; der erste dieser großen Dampfer ist im Jahre 1888 erbaut worden. Doch auch diese Größe genügt schon nicht mehr und man baut seit 1901 Riesendampfer von über 20 000 Bruttotonnen, von welchen es gegenwärtig 6 giebt (2 amerikanische und 4 englische). —

— Die gesamte Weinbaufläche Spaniens und der Balearen schätzt man auf 1 724 111 Hektar. In guten Erntejahren beläuft sich die spanische Weinernte, wenn man den Durchschnittsertrag eines Hektars zu 20 Hektoliter annimmt, auf ungefähr 34½ Millionen Hektoliter. —

— Teurer Blumenamen. In Erfurt kosten nach der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ 100 Gramm Primelamen bis zu 300 M., einzelne Varietäten sogar 600 M.; 100 Gramm Stroginiensamen 600—2000 M.; 100 Gramm von gefüllten Begonien bis 800 M. —